

**Verleihung des Deutschen Nationalpreises an
Prof. Dr. Rüdiger Safranski,**

Französische Friedrichstadtkirche, Berlin

19. Juni 2018

Sehr geehrter Herr Professor Safranski,
Exzellenzen,
sehr geehrter, lieber Herr Professor Schröder, Herr Steinbrück,
sehr geehrte Damen und Herren aus den Gremien der Deutschen
Nationalstiftung,
sehr geehrte Mitglieder des Fördervereins,
meine Damen und Herren,

„Auf die Schiffe, ihr Philosophen!“ Nein, das ist kein Original von Rüdiger Safranski, sondern ein Aufruf Friedrich Nietzsches aus seiner „Die Fröhliche Wissenschaft“ (1882), aber mit diesem Zitat beginnt der heute hier Ausgezeichnete sein großes Buch zur Romantik. Die Reise ins Unbekannte, (es ist hier die Reise Herders 1769–1771 von Riga nach Nantes) das Verlassen des sicheren Bodens, der Aufbruch, das Suchen, das Sich-auf-das-Schwankende und sich auf sich selbst einlassen, das geht natürlich über den hier angesprochenen Herder hinaus. Es zeigt sich in der literarischen und philosophischen Forschung von Rüdiger Safranski als fruchtbare, wirkmächtige Basis, um die Geistesgeschichte unseres Landes und darüber hinaus europäische Geistesgeschichte zu öffnen und ebenso kritisch wie umfassend zu durchdringen. Aufbrechen und Suchen, Eindringen ist bei Safranski verbunden mit einer einzigartigen Fähigkeit der Analyse und gleichzeitigen Synthese von oftmals weit auseinanderliegenden Gedanken, Entwürfen, Systemen und Fakten, und das nicht nur für die bald 250-jährige Geistesgeschichte seit Beginn der deutschen Klassik. Hinzu kommt ein großes erzählerisches Talent. „Ich wage den Versuch“,

so Safranski im Vorwort zu seinem Schopenhauer Buch, „über Philosophie nachzudenken, indem ich sie erzähle... Die Menschen, die das alles damals gedacht haben, sind tot, ihre Gedanken aber leben. Grund genug, die Gedanken, die sie überlebt haben, wie lebendige Menschen auftreten zu lassen.“

Diese erzählerische Begabung, das Talent zur vortrefflichen Formulierung ist selten. Beides hat erheblich zu dem großen Erfolg seiner Bücher beigetragen; Safranski haben wir zu verdanken, dass sich so viele Menschen in den letzten 35 Jahren noch einmal intensiv mit Nietzsche, Schopenhauer, Heidegger, Goethe, Schiller beschäftigt haben. Bei alledem ist Herr Safranski ein streitbarer Geist, durchaus auch – wie wir gerade in den letzten beiden Jahren erlebt haben – ein Provokateur. So manche Äußerung hat für Erstaunen gesorgt und zu Empörung geführt, hat zum Nachdenken gezwungen und zur Reaktion, zur Gegenrede aufgerufen. Nein, ein scheuer Archivar von bedeutenden, einst von Geistesheroen niedergeschriebenen Gedanken, der sich in seine Bibliothek vergräbt, ist Herr Safranski wahrlich nicht. Zehn Jahre lang erlebten wir ihn im Philosophischen Quartett im ZDF, drei Jahre als ständigen Gast im Literaturclub des Schweizer Fernsehens, und natürlich immer wieder im Feuilleton und auch auf anderen Seiten unserer besten Zeitungen. Die Freiheit, auch umstritten sein zu dürfen, keine Scheuklappen zu kennen, verdankt sich wohl auch der Tatsache, dass Rüdiger Safranski seit 1984 freischaffender Gelehrter ist. Dazu fand ich eine schöne Bemerkung in seinem Schopenhauer Buch, wenn Safranski beschreibt, wie Schopenhauer unabhängig bleibt und nicht im Universitätsbetrieb vor Anker geht: „Das ist ihm gut bekommen. Der existentielle Stachel, der ihn zum Philosophieren treibt, wird ihm durch den Betrieb nicht wegrationalisiert.“ (Schopenhauer S. 13)

Versucht man nun, einen derart Gelehrten zu würdigen, der so umfangreiche Arbeiten zu Goethe, zu Schiller, zu E.T.A. Hoffmann, Schopenhauer, Nietzsche und Heidegger vorgelegt hat, der sich in fünf ebenso beeindruckenden Büchern zur Romantik, zum Bösen, zur

Wahrheit, zur Globalisierung und zur Zeit geäußert hat, dann steht man vor der Frage, ob sich eine verbindende Linie zwischen Autor und dem Dargestellten finden lässt.

Vielleicht, dachte ich, versuche ich es einmal mit dem 2004 vorgelegten Opus zu Schiller, immerhin, wie Herr Safranski schreibt „ein Leben als Drama und Inszenierung“ (Schiller, S. 13), oder, wie Goethe das Werk seines Freundes einmal nannte, das „Evangelium der Freiheit“ (Schiller, S. 12).

Das Schiller-Buch trägt den Untertitel „Die Erfindung des Deutschen Idealismus“ und das zu Recht. Da treten sie alle auf: Shaftesbury, Hobbes, Ferguson, Rousseau, Locke und man sieht geradezu die „formative years“ des jungen Schillers, den der Herzog bis in den Schlafsaal der Karlsschule verfolgt und den der Philosophie-Lehrer Jakob Friedrich Abel so wundersam leitet.

Es dauert dann schon gute, nein sehr gute 220 Seiten, bis Safranski mit dem „Don Karlos“ beginnt, dem Drama, das für so viele von uns den Idealismus in Deutschland begründet und was macht Safranski? In dem Moment, als seine Analyse endlich vor dem berühmten zehnten Auftritt im dritten Akt steht, unterbricht er die Erzählung zugunsten von Schillers Roman „Der Geisterseher“. Das ist dieser grausige, unvollendete Schauer- und Verschwörungsroman, den uns unsere Deutschlehrer auf dem Gymnasium immer verschwiegen haben, weil er nun so gar nicht in das Schiller-Bild passen wollte, und erst recht nicht in das Jahr 1786, drei Jahre vor der Französischen Revolution, als Schiller am „Don Karlos“ saß und doch alles auf „Geben Sie Gedankenfreiheit“ zulief. Diese Unterbrechung mit dem „Geisterseher“ zeigt einiges bei Schiller, beweist aber in Safranskis Biographie auch das große Talent des Autors für Spannungsbögen. Wenn der Leser dann endlich bei der „Gedankenfreiheit“ angekommen ist und Safranski zum Schluss des Dramas kommt, zu dem berühmten Satz des Marquis Posa:

Sagen Sie /
Ihm, dass er für die Träume seiner Jugend /
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird

Dann, Herr Safranski, ergreifen Sie den Leser, wie Schiller selbst. Ich war, als ich vor drei Wochen Ihren Schiller wieder las, ich war wieder Obersekundaner auf meinem westfälischen Gymnasium, sah vor mir meinen Deutschlehrer, der mit leicht zitternder Stimme den Prosa-Königin-Dialog vortrug, ein Deutschlehrer, dem vier Finger fehlten, weil diese abgefroren in Stalingrad geblieben waren und wir Jungs wussten, dass die Träume dieses Lehrers einst einem anderen Ziel galten, als dem, das ihm die Finger raubte. – Aber darum geht es hier nicht. Hören wir lieber Sie zur Freiheit aus Ihrer Schiller-Biographie:

Der düsteren Anthropologie des Königs setzt Posa den Gedanken entgegen, dass der Mensch erst mit dem Gebrauch der Freiheit lernt, sie richtig zu nutzen. Nur im Milieu der Freiheit lernt man jene Tugenden des Altruismus und der Opferbereitschaft fürs Gemeinwohl, die zur Aufrechterhaltung einer freiheitlichen Ordnung nötig sind. Nur in Republiken gedeihen republikanische Tugenden, lautet das Argument, das Montesquieu vorgetragen hat. Die Kultur der Freiheit, und nur sie schafft die geistigsittlichen Voraussetzungen, unter denen sie bestehen kann (Schiller, 2. 254).

Um dem Philosophen, Literaturwissenschaftler, Historiker, vielleicht gar dem Menschen, dem Zoon politikon Rüdiger Safranski näher zu kommen, will ich nach dem Idealismus einen zweiten Weg versuchen, den unser Preisträger mit der Romantik und dem Romantischen (zwei durchaus verschiedene Dinge) eingeschlagen hat. Der romantische Geist ist, so Safranski „vielgestaltig, ... versuchend und versucherisch ..., bleibt sich nicht gleich, ist verwandelnd und widersprüchlich“ (Romantik S. 13). Es ist verlockend, dabei auf Safranskis frühe Jahre

zu schauen, der – ich habe es noch gar nicht erwähnt - 1945 in Rottweil zur Welt kam und als junger Mann nach dem schnell verabschiedeten Plan eines Theologiestudiums 1965 das Philosophiestudium einschließlich Germanistik und Geschichte an der Universität Frankfurt aufnimmt. Adorno war dort einer seiner Lehrer. Er setzt das Studium an der Freien Universität in Berlin fort, gehört dort zu den Gründungsmitgliedern der maoistisch geprägten KPD/Aufbauorganisation und widmet sich in seinem ersten Werk, seiner Dissertationsschrift, den „Studien zur Entwicklung der Arbeiterliteratur in der Bundesrepublik“. Das hätte nun alles auch in eine andere Richtung gehen können – oder gerade nicht?

Aus der Chronologie der Werke ist nun ersichtlich, dass der Weg danach, nach der „Arbeiterliteratur“ 1984 zunächst zu E.T.A. Hoffmann führte. Safranski beginnt also sein literaturwissenschaftliches Oeuvre mit einem Autor, der am Ende der Epoche der Romantik steht. Auch später hat er sich erneut und in Abgrenzung zu Eichendorff mit diesem mehrfach begabten Mann beschäftigt, der sein Geld als Jurist, als Regierungsrat verdiente, seine geradezu überschießende Phantasie in zahlreiche Erzählungen und auch Romane bannte, sehr viel schrieb, aber auch komponierte, malte, als Kapellmeister agierte und nachweislich gehörig dem Weine zusprach. Es gibt offenbar vieles, was den Literaturwissenschaftler Safranski an diesem Autor fasziniert, den er, ich zitiere, „vertraut mit den Abgründen des Inneren [...]“ als den „großen Karnevalisten in der Literatur des 19. Jahrhunderts“ kennzeichnet (Romantik S. 225). Aufschlussreich erscheint mir hier der Begriff des Karnevals als „die Erfahrung, dass in jeder Person viele Personen stecken“ (S. 225). Am Ende also einer Epoche, der Romantik, die in ganz Europa und in nahezu allen künstlerischen Gattungen ihre Spuren hinterlässt, steht der Karneval, das große Lachen, die Lust an der Verkleidung, ja mehr: an der Verwandlung. „Die Verwandlungslust“ ich zitiere wiederum unseren Preisträger, „im bürgerlichen Alltag unter dem Zwang zur widerspruchsfreien Identität niedergehalten, jetzt darf sie gelebt werden.“ (S. 226) Sie „triumphiert über den Willen zur

Selbstbewahrung.“ (S. 227) Die multiple Person, die Verwandlungslust als Ergebnis einer so weitreichenden Epoche: Ist das ein Schlüssel für den Literaturwissenschaftler, den Intellektuellen, der sich dann 2007, 23 Jahre nach der E.T.A.-Hoffmann-Biographie in seinem Romantik-Buch in allen Details der Romantik und dem Romantischen zuwendet und alle Großen der Epoche von Herder über Schlegel, Wackenroder, Novalis, Eichendorff, Heine, auch Wagner in feinen eigenen Biographien auftreten lässt und gleich zu Beginn seiner Studie sagt: „Das Romantische gibt es bis heute“. (S. 12)

Safranski greift, man möchte sagen: „selbstverständlich“ auf die Definition des Romantischen zurück, die Novalis einst formulierte: „Romantisieren ist nichts als eine qualitative Potenzierung. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es. Ohne vollendetes Selbstverständnis wird man andere nie wahrhaft verstehen lernen.“ (Novalis) Und an anderer Stelle sagt eben dieser Novalis, der 1772 als Friedrich von Hardenberg auf die Welt gekommen ist: „Die Welt romantisieren heißt, sie als Kontinuum wahrzunehmen, in dem alles mit allem zusammenhängt.“

Also nichts Sentimentales, Kitschiges, Nebulöses, aber das Übersteigerte, die Totalität der Welt bestimmt das Romantische. Wie sagt Safranski: vielgestaltig, musikalisch, versuchend und versucherisch, verwandelnd und widersprüchlich (S. 13), eine seit zweihundert Jahren nicht abreißende „Suchbewegung, die der entzauberten Welt der Säkularisierung etwas entgegensetzen [will].“ (S. 13) Sie ist eine „Fortsetzung der Religion mit ästhetischen Mitteln. Das hat ihr die Kraft zur beispiellosen Rangerhöhung des Imaginären gegeben.“ Was bedeutet das nun für das 20. und gar für unser Jahrhundert?

Rüdiger Safranski hat seinem Romantik-Buch den Untertitel „Eine deutsche Affäre“ gegeben – wie er es überhaupt mit den Nebentiteln

hat. Denken Sie nur an „Ein Meister aus Deutschland“ für das Heidegger-Buch. Da kommt sofort Paul Celan, die „Todesfuge“ ins Bewusstsein. Zurück zum Romantik-Band, in dem Safranski ganz offen fragt „Wie romantisch war der Nationalsozialismus?“ und „Wie romantisch war die 68er Bewegung?“ Die Frage nach der Schuld der Romantik am Entstehen des Nationalsozialismus und an dessen grausamen mörderischen Taten ist oft gestellt und oft oberflächlich mit dem Rückgriff auf traditionelle Lebensformen, auf Blut und Boden beantwortet worden. Safranski beschreibt hingegen den Einfluss biologistischen und sozialdarwinistischen Denkens auf diese Epoche. Und da nimmt er Nietzsche, dem er im Jahr 2000 eine „Biographie seines Denkens“ gewidmet hat, schonungslos in die Pflicht (S. 358) „Und es ist dieses Gedankenmilieu, also die vulgarisierte Naturwissenschaft, wo die Monstren des Rassismus ausgebrütet werden [...] Nicht die Romantik, sondern vor allem der Biologismus einer wissenschaftsgläubigen Welt hat das Denken moralisch korrumpiert.“ (S. 358)

Hätte, so fragt sich der Leser, die romantische Geisteshaltung ein Gegengewicht zu dem aufbauen können, was 1933 ff deutsche Politik bestimmte und was zu Genozid, Mord, Krieg, Verwüstung, zum totalen moralischen Desaster führte? Dazu erweist sich das Romantische als Geisteshaltung offensichtlich überfordert. Die von Novalis programmatisch geforderte Überhöhung, Übersteigerung, Totalität hat, Safranski zeigt das auf, am Ende zu Weltfremdheit geführt. Die Intellektuellen jener Zeit, so schreibt er, beschäftigen sich mit dem Nahen, dem Existentiellen und Persönlichen, und dann mit dem ganz Fernen, mit den großen metaphysischen Fragen, mit Geschichtsphilosophie. „Die politische Sphäre aber liegt zwischen dem Nahen und dem Fernen, in einer mittleren Distanz. Hier ist politische Urteilskraft gefordert, und daran fehlte es in Deutschland.“ (S. 360)

Und wie war es 1968, in dem Jahr, das durch seine fünfzigste Wiederkehr heute an vielen Stellen beschworen und wieder einmal

neu (?) bewertet wird? Safranski fragt: War die Studentenbewegung von 1968 tatsächlich ein „romantischer Rückfall“, wie Richard Löwenthal sie 1970 beschrieb? Sind in ihr „die tieferen Traditionen der romantischen Abwehr der Industriegesellschaft“ (*Zitat Richard Löwenthal*) wieder zum Durchbruch gekommen? Für Safranski zeigt die 68er-Bewegung „tatsächlich eine Romantik der allumfassenden Befreiung.“ Die Studenten konnten sich auf eine alles ergreifende internationale Bewegung berufen, gegen Autoritäten, für mehr Freiheit, für mehr Offenheit, in der in Deutschland zusätzlich „nachträglicher Ungehorsam“ (Odo Marquard) gegen die Väter geübt wurde.

„Man wollte nicht“, so schreibt Safranski, „dicke Bretter bohren, sondern bürgerliche Bastionen entern. Zwischen Herbst 1967 und Frühjahr 1968 wurden“, ich zitiere unseren womöglich aus eigener jugendlicher Erfahrung sehr kundigen Preisträger, „im inneren Zirkel des SDS in Westberlin allen Ernstes Pläne für einen rätedemokratischen Umsturz erwogen. Die politische Romantik wurde tatendurstig. Man glaubte, dass die Stunde gekommen sei, den Traum zu entbinden, mit dem die wirklichen Verhältnisse angeblich schwanger gingen.“ Welch schöne Verbindung zu Novalis' Definition des Romantischen, wenn das Imaginäre in die Realität zu holen versucht wird.

Das Fazit nach über zweihundert Jahren Romantik zieht Safranski so: „Die Romantik triumphiert über das Realitäts-prinzip. Gut für die Poesie, schlecht für die Politik, falls sich die Romantik ins Politische verirrt. Dort also beginnen die Probleme, die wir mit dem Romantischen haben.“ (S. 13)

Meine Damen und Herren, ich habe mit dem „Romantischen“ versucht, einer Fährte zu folgen, auf der wir uns dem Preisträger nähern können. Er findet klare Worte zum Spannungsverhältnis von romantischem Überschwang und bürgerlichem Realismus. Und auch wenn am Ende von „Romantik: Eine deutsche Affäre“ das Bekenntnis zur Romantik steht, „denn politische Vernunft und Realitätssinn ist zu wenig zum Leben. Romantik ist der Mehrwert, der Überschuss an schöner

Prof. Dr. Michael Göring

Weltfremdheit, der Überfluss an Bedeutsamkeit. Romantik macht neugierig auf das ganz andere.“ (S. 393 – 394), so macht ihn das nicht zum Romantiker. Aber so, wie Safranski uns eine Epoche, eine Geisteshaltung, Philosophen, Geistesgrößen, Geistesströmungen nahebringt, macht er uns stets erneut neugierig auf die Ambivalenzen eines Zeitalters, auf die mindestens doppelte Person eines Jeden, dessen Leben er darlegt, offenlegt.

Sie, lieber Herr Safranski, haben für Ihr überragendes Werk bereits viele Preise erhalten: den Literaturpreis der Konrad Adenauer Stiftung, den Thomas-Mann-Preis, den Ludwig-Börne-Preis, den Preis der Leipziger Buchmesse, den Ernst-Robert-Curtius-Preis, um nur fünf zu nennen. Heute kommt ein weiterer hinzu, der Preis der Deutschen Nationalstiftung, die von Helmut Schmidt angeregt und gemeinsam mit Gerd Bucerius, Michael Otto, Richard Schröder, Kurt A. Körber und Reimar Lüst 1993 gegründet wurde. Den Gründern lag am Herzen, dass die Deutsche Nationalstiftung gerade das aufzeigt, was unser Land in der Mitte Europas mit all seinen Nachbarn verbindet, was uns unterscheidet und doch wieder gemeinsam prägt. Das war gerade Helmut Schmidt immer wieder wichtig. Ich erinnere ein Gespräch mit ihm vor vielleicht fünfzehn Jahren, als er plötzlich wissen wollte, welche Wirkung die deutsche romantische Literatur auf die große russische Literatur des 19. Jahrhunderts gehabt hat. Er stellte immer wieder Fragen nach dem Gemeinsamen in der Kultur, die keine nationalen Grenzen kennt, und er selbst schöpfte dabei aus einem großen Fundus von Beispielen aus der Musik, der Malerei, der Architektur, der Literatur, die uns in Europa und darüber hinaus kulturell verbinden. Sie, lieber Herr Safranski, zeigen diese kulturellen Verknüpfungen und Verästelungen und zeigen noch vieles mehr. Ich gratuliere Ihnen sehr herzlich zum Deutschen Nationalpreis 2018!

*Prof. Dr. Michael Göring, ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, Hamburg
www.michael-goering.com; goering@zeit-stiftung.de*